

Rechtsgeschichte

www.rg.mpg.de

<http://www.rg-rechtsgeschichte.de/rg11>
Zitiervorschlag: Rechtsgeschichte Rg 11 (2007)
<http://dx.doi.org/10.12946/rg11/159-171>

Rg **11** 2007 159 – 171

Rainer Maria Kiesow

Rechtswissenschaft – Menschenwissenschaft

Abstract

It is really bizarre: desperately seeking justice, we ended up with law. There is a radical and brutal separation between an imagined world – justice – and the world of that which happens – judges laying down the law. This separation, alienation, autonomy has not had any consequences on the functionality of the latter. Revolutions are not really concerned about law, and in the end the utopian struggle for justice reaches its dénouement not only in a *Code civil*, but also in a *Code de procédure civile*. Law always wins out over justice. At the same time law remains intangible: all justifications will only touch the law like water on an oily surface. There is no adherence. It is slippery in the world of jurists. Watch your step! It is really bizarre to imagine that justice and doctrine and science – and other transcendent ideas – could enlighten a well oiled machine that functions in a radical and exclusive mode: one could be right – or the other. The machine always spits out one decision – or another decision. The machine of law is perhaps the greatest producer of uncertainty. And this is its most obvious secret – and its modernity. It is really bizarre. Because law, in its old way of judging cases between parties, because law, in its endless power of the one or the other interpretation, because law at the end is the result of the imagination, the constructions, the poeties of the legal-workers. In this sense, man, the character of man, returns into the discourse about jurisprudence and into the jurisprudential discourses themselves.



Rechtswissenschaft – Menschenwissenschaft*

Dieses Jahr ist ein Jahr des Schreckens. Fast Tag für Tag empört sich die Zeitungswelt in der lautesten Weise über vermüllte Kinder, Gefolterte, mit dem Koran verprügelte Frauen, Begnadigungen der besonderen Art, Geruchsproben von Meinungsäußern, Schrottimmobilien, Großkapital und Erbschaften, Dopingtäter, Schrottpublikationen. Ein typographisch gedehntes Greinen über die Vielzahl von Schlechtigkeiten der Menschen. Was tun?

Recht! Das Recht soll's richten. So wie im vergangenen Jahr und auch in dem davor. Wir leben schließlich in einem Rechtsstaat. Und unser Rechtsstaat ist eine Mischung von Gesetzes- und Richterstaat – oder hat schon einmal jemand den Ruf nach neuen Rechtslehrern gehört? Nein, neue Gesetze und bessere Richter werden gefordert. Auf den rechtswissenschaftlichen Podien unserer rechtswissenschaftlichen Vortragssäle vernimmt man etwas weniger von diesem Ruf. Langweiligste Jünglinge und muntere Greise verkünden abgeschmackteste Logik, Spatzenweisheiten und Wissensvermehrungen. Die Universität ist eine Speiseeismaschine, in der alle möglichen Normen zermalmt werden und wo die künstlerische Eingebung, die alte stilvolle *ars* der Juristen, zu Gefrorenem gemacht wird.

»Hochgeehrte Versammlung! Ich bin am Schlusse meiner Ausführungen. Ich habe es gewagt, Sie zu den Grundfragen unserer Wissenschaft und zu den letzten Quellen des Rechts selbst hinzu führen, damit aber auch zu dem Punkte, an welchem sich das Recht mit dem allgemeinen Menschentum berührt. Möchte das [zugegeben kurze] Wagnis nicht allzu kühn gewesen sein; möchte es mir geglückt sein, gerade Ihnen, meinen heutigen Zuhörern, diesen Zusammenhang zwischen Recht und Menschentum und Menschlichkeit näher zu bringen und in Ihnen eine verständnisvolle Teilnahme für das zu erwecken, was das Recht ist und was die Rechtswissenschaft sein soll. Möchte heute nicht wiederum, wie vor Jahren das vernichtende Urteil gefällt werden: ›Ja, die Juristen verstehen es doch immer, Dinge zu bringen, die anderen Leuten fern liegen‹.«

Das war das Ende der Jenaer Rede Richard Loenings mit dem Titel »Über Wurzel und Wesen des Rechts«. Auf zwei Tage genau,

* Zweite Antrittsvorlesung am
Fachbereich Rechtswissenschaft
der Johann Wolfgang Goethe-
Universität Frankfurt am Main,
13. Juni 2007.

vor 100 Jahren. In der Zwischenzeit ist die Wissenschaft Zeugin und Zeuginis eines anfangs schleichenden, dann beschleunigten und schließlich totalen Verlusts geworden. Das Wagnis ist am Ende. Wer heute noch vom kühnen Wagnis eines philosophischen Nachdenkens, einer soziologischen Theoriebildung, einer zivilrechtlichen Analyse, einer rechtshistorischen Interpretation redet, wird ungläubig bäugt. Kühnheit und Wagnis sind Vokabeln einer vergangenen Lexik. Was zählt, ist Handwerk, wie rechtswissenschaftliche Fakultäten auf das Eindrucksvollste dieses Jahr, vergangenes Jahr und das Jahr zuvor bewiesen haben. Dabei ist die Wissenschaft einst aufgebrochen, das Handwerkliche hinter sich zu lassen.

Arbeit

»Ich weiß nicht, welches der Sinn der Arbeit in unserer Epoche ist, aber ich denke, daß die Kunstfertigkeit eine Schwäche, die Kenntnis ein gefährlicher Trumpf ist, und ich bin zufrieden, Genie zu haben und keinerlei Talent, was es mir erlaubt, nicht zu arbeiten, und zu spielen wie ein Kind: Denn die Arbeit ist eine prunkliebende Sache, häßlich und falsch wie die Gerechtigkeit.«

So antwortete der Künstler Kees van Dongen auf eine Umfrage, die 1929 eine Kunstzeitschrift veranstaltet hatte: »Was ist das: arbeiten?«

Wie arbeiten Juristen? Dogmatisch. Dogmatik: eine uralte Geschichte. Theologie, Medizin und Jurisprudenz gehören dazu. Die Theologie mit Letztinterpret und Weltenbeweger hat hier die besten Karten. Bei der Medizin kommt immer wieder dieser vertrackte und widerständige Menschenkörper ins Spiel und versalzt der Dogmatik die Suppe. Beim Recht ist die Sache am einfachsten und kompliziertesten zugleich. Auch das hat mit dem Menschen zu tun, mit dem Menschenrichter. Die Dogmatik – das ist der komplizierte Teil – ist immer nur so wirksam, erfolgreich, sinnvoll, wie sie rechtswirksam, rechtskräftig wird. Darin, *dass* sie es werden kann, liegt ihre schlichte Überzeugungskraft. Was ist Dogmatik? Antworten gibt es viele. Klassisch (auch das schon ein dogmatischer Begriff) vielleicht so: Es geht um Systembildung, Validation, Rechtsprechungsanalyse/-interpretation, Vorschläge *de lege ferenda* und vor allem um Berechenbarkeit. Allerdings ist der Systemglaube schon lange Geschichte. Savigny ist tot. Validation ist so subjektiv wie der Validator. Rechtsprechung hat in ihrer dogma-

tischen Zersprengung der Wörter DIE Dogmatik ad absurdum geführt. Mehr als einmal. Vorschläge de lege ferenda sind eine feine Sache, allerdings eine Sache der Politik, der politischen Vertretung des Menschevolks. Klassisch sieht es also nicht rosig aus. Kein einziger wohleingerichteter dogmatischer Winkel. Statt dessen: das justizielle Vergessen der alten Schrifttümer und das Produzieren immer neuer, unberechenbarer Urteile. Daran wird gearbeitet. Am Dampfschiff der Jetztzeit.

»Unsere Dogmatiker sind faule Kerle, die jede mühselige Forschungsarbeit an konkreten Dingen ablehnen; sie betrachten die allgemeinen Wahrheiten als etwas vom Himmel Gefallenes, verwandeln sie in unfaßbare, rein abstrakte Formeln, negieren total die normale Reihenfolge der Erkenntnis der Wahrheit durch den Menschen«, sagte Mao – und bewies damit, dass auch ein Massenmörder vor klugen Einsichten nicht gefeit ist. Modern gesprochen also: Dogmatik und Rechtswissenschaft sind die Reflexionsmaschine des Rechtssystems, in dessen Zentrum die Gerichte stehen. Dieser Reflexionsraum ist kein Priesterseminar, keine alte, verstopfte Sackpackerei, sondern, um es mit Wladimir Majakowski zu sagen, voller Tropfen Teer.

Recht

Es ist wirklich merkwürdig. Die Sache mit dem Recht. Verzweifelt nach Gerechtigkeit suchend, sind wir beim Recht gelandet. Von Beginn an. Es gibt eine radikale und brutale Trennung zwischen einer vorgestellten Welt (Gerechtigkeit) und der geschehenden Welt (das Niederlegen des Rechts durch Gesetzgeber und Richter). Diese Separation, Alienation, Autonomie, diese Trennung, Verfremdung, Selbstbezüglichkeit hatte keinerlei Folgen für die Funktionalität der realen Rechtswelt. Revolutionen (Träume) sind nicht so sehr mit Recht beschäftigt, und am Ende findet der utopische Kampf um Gerechtigkeit seine Entfaltung nicht nur in einem Code Civil sondern auch in einem Code de Procedure Civile. So triumphiert Recht, Prozessrecht, immer über Gerechtigkeit. Aber trotz dieser Tatsache – einer Tatsache, die ihrerseits wieder eine Revolution für die gerechte Einrichtung der Welt erforderte, mit den gleichen bloß weltlichen Folgen – bleibt Recht unantastbar. Alle Projekte für Gerechtigkeit berühren das Recht wie Wasser eine ölige Oberfläche. Es gibt keine Haftung. Es ist

rutschig und ölig in der Welt der Juristen. Watch your step! Wirklich merkwürdig. Merkwürdig, sich vorzustellen, dass Gerechtigkeit – Welch himmlisch-teuflische Idee – eine gut geölte Maschine aufklären und beseelen könnte, eine Maschine, die in einem radikalen und exklusiven Modus funktioniert: Das eine könnte Recht sein – oder das andere. Man weiß es nie, wenn man in den Gerichtssaal gerät. Die Maschine spuckt immer eine bestimmte Entscheidung aus – oder eine andere bestimmte Entscheidung. Die Maschine des Rechts ist, neben der Demokratie als Arithmetik, vielleicht der größte Hersteller von Unsicherheit. Und das – nicht etwa Gerechtigkeit – ist ihr Geheimnis. Das ist ihre Modernität. Seit alten Zeiten. Es ist deshalb merkwürdig, weil Recht in seiner alten Weise, Streitfälle zwischen Parteien zu beurteilen, in seiner unendlichen Macht der einen oder der anderen Interpretation, weil Recht am Ende das Ergebnis der Einbildungskraft, der Konstruktionen, der Poesien der Rechtsarbeiter ist. In diesem Sinne kehrt der Mensch, der Charakter des Menschen, zurück in den Diskurs über Jurisprudenz und zurück in die juristischen Diskurse selbst.

Der Mensch

Lange haben Juristen und Historiker und Theoretiker und Soziologen und Psychologen – sprechen wir nicht von den Biologen – den Menschen in den Hintergrund gedrängt, ja ihn von der Bildfläche verschwinden lassen. In den Dogmatiken aller couleur hat das Menschenfleisch keinen Platz, jedenfalls keinen besonders erstrebenswerten, das wissen wir spätestens seit Shakespeares Kaufmannsdrama. Die Historiker haben nach der Geschichte der großen Männer mit innovatorischer Gestik die Geschichte der Randständigen erforscht, die vermeintlichen Befindlichkeiten von längst verstorbenen Schwulen, Hebammen, Huren, Dieben, Bettlern, Kindern, Gelehrten – der ganz normale Mensch, also der von Franz von Liszt so treffend bezeichnete »richtige deutsche Durchschnittsphilister, der juristische homme moyen, der keine Seitensprünge macht, pünktlich die Steuern bezahlt, den Nachtwächter freundlich grüßt, die Schlüsselgewalt der Hausfrau im weitesten Umfange anerkennt und die Hauskinder wohlwollend verzieht«, der ganz normale Mensch in seiner ganzen Mediokrität (»ich seh' ihn vor mir ..., wie er des Sonntags Nachmittags zum Fenster

herausliegt«) hat in der Historiographie kaum einmal Platz gefunden. Die Theoretiker können mit dem Menschen im System wenig anfangen, und die berühmteste, allerdings endlich einmal auch antiaffirmativ zu lesende Metapher der neueren Geschichtstheorie sieht den Menschen gar ganz verschwinden, so wie ein Sandgesicht von den Wellen des Meeres weggespült wird. Soziologie und Psychologie ergehen sich in kleinsteiligen quantitativ-qualitativ beseelten Kurven und Diagrammen, in Listen und Begriffen.

Das ist natürlich ein Zerrbild, aber die Entfernung der Wissenschaften, der Handlungs- und der Reflexionswissenschaften, die Entfernung des Denkens zum Menschen sticht in die Augen. Als allerpositivistischste Gelehrte tragen wir dazu bei, alle schädlichen, von Klarheit und Logik angewiderten Gespenster zu eliminieren. Doch unsere klare und logische, unsere so vernünftige und wissenschaftliche Welt wird gegen die Verschmutzungen, die Unreinheiten, die Verschiedenheiten, die Zerrissenheiten, die Verstümmelungen und Verstaubungen, unsere akademische Asepsis wird gegen die Vielfalt der humanen Fäulnis nicht gewinnen. In der Trümmerlandschaft der Worte und Handlungen der Menschen werden wir dann nichts mehr haben, das uns vor dem nächtlichen Grauen rettet, einem Grauen, in dessen wissenschaftlich herbeigeführter Abwesenheit wir, wie Georges Bataille einmal sagte, »zu so großartigen Buchhaltern geworden sind«.

Das von Bataille allgemein ironisierte Buchhalterwesen der Gelehrtenwelt ist als Kritik am Juristenhandwerk ein alter Hut. Juristenmenschen wurden und werden selten einmal gelobt. Das hat etwas mit der Menschenschicksalsabgewandtheit der Jurisprudenz zu tun. Im 1768 erschienenen »Ersten Alphabet« des »Kritischen Woerterbuchs ueber Juristische Sachen« heißt es zwar: »Niemand kan mehr durch die Tugend dienen als der Jurist«, doch zugleich wird »ein scharfes Urtheil« gesprochen: »an den ersten den besten Galgen gleich bei dem erstenmale aufhaengen lassen« sollte man denjenigen, der »die Gerechtigkeit verkaufte, der den Armen unterdrueckte, der also auch im Stande waere, den Staat zu untergraben«. Kein Einzelfall, sondern der Regelfall. Inzwischen ist die Gerechtigkeit ausverkauft. Hat sich doch in einer langen Rechtsgeschichte gezeigt, dass es bei Fällen weniger um Gerechtigkeit als um die verfahrensmäßige Abwicklung von Wünschen, Erwartungen, Enttäuschungen, Konflikten geht. Beim historischen,

theoretischen, philosophischen, dogmatischen Nachdenken über die Verfahrenheit des Rechts ist neben der Gerechtigkeit auch der Mensch abhanden gekommen.

Nach der Zeit kommunikationstheoretischer Menschenverschickungen ist es wieder an der Zeit, die Personen, die das Recht machen, in den Blick zu nehmen. Gewissermaßen in alter radikal-konstruktivistischer Weise. Ein Radikalkonstruktivismus, der eben nicht nur der Geburtshelfer für kybernetische Kommunikationstheorie war, sondern auch auf neue Weise, nach dem Abdanken von Gott, Natur und Vernunft, den Créateur humain in den Blick nahm. Oder waren es etwa die dogmatischen, legislativen, methodischen (hier gesetzpositivistischen) Rechtskommunikationen, die die Rechtskatastrophe des Dritten Reichs verursachten, so wie es der unglückliche Gustav Radbruch den Juristen post festum einflüsterte und damit die Verantwortung vom konkreten Menschen weg hin zum ominösen System (von Begriffen und Ableitungen), nach draußen verlagerte – der Radbruch, dessen Antrittsvorlesung 1927 »Der Mensch im Recht« hieß. Eine neue Formel, die berühmte gerechtigkeitsgenerierende Radbruchsche Formel, die prominenteste Form juristischen methodischen Renegatentums, sollte dann nach dem Krieg das Remedium gegen den dienenden Gehorsam sein. Nun, die Wahrheit ist, dass keine methodische Fessel jemals Juristen gezwungen hat, zu tun, was sie nicht tun wollten, es war immer nur eine Frage des Charakters, des Charakters des einen oder des anderen Juristenmenschen.

Wahrheit

In der nicht mehr ganz so jungen, ja schon leicht verstaubten Postmoderne haben Begriffe wie Wahrheit und Realität und Mensch, oder auch gut und schlecht, richtig und falsch, ihre universelle und essentielle Bedeutung verloren. Multikulturell, multireal, multivalent und von alledem archiüberzeugt, wissen wir nicht mehr, was wir sagen. Selbst der abgelegenste papyrologische Aufsatz ist sich der condition postmoderne bewusst – allerdings meist nur in einer präliminaren Verdrückung, um dann einfach so weiterzumachen wie die Altvorderen.

Ob wir einen postmodernen Humanismus brauchen? Keinen falschen, menschehenden, der durchs Besagen nichts mehr als falsch wird. Einen paradoxalen, einen Adorno eingedenk, der den Be-

gründern der Humanistischen Union sagte: »Ich würde, wenn Ihr Club eine inhumane Union hieße, vielleicht bereit sein einzutreten, aber in eine, die sich selbst humanistisch nennt, könnte ich nicht eintreten.«

Es ist wieder an der Zeit – es war immer an der Zeit –, die Wahrheit zu sagen, nicht DIE Wahrheit aber die WAHRHEIT. Diese oder jene, der Subjektivität, also der Menschenverfasstheit jeder Wahrheit eingedenk. In dieser prekären, aber gerade deshalb überzeugten Haltung, in dieser Abwesenheit von Sicherheit, einer Sicherheit, die Überzeugungen ja gerade anihiliert, gelangen wir zur Wahrhaftigkeit, einer Wahrhaftigkeit, die keine Wahrheit, keine sichere, totale, brutale, dumme Wahrheit mehr braucht.

Vor 50 Jahren, im Rathaus von Stockholm, redet Albert Camus am Ende des Banketts, das die Zeremonie der Nobelpreisverleihung beschließt. Er redet über die Wahrheit und die Kunst und die Menschen. Die wahren Künstler verachten nichts. Sie begnügen sich damit, zu verstehen, anstatt zu urteilen. Wenn sie Partei in dieser Welt nehmen sollten, dann ist es die Partei einer Gesellschaft, in der – nach dem großen Wort Nietzsches – nicht mehr der Richter herrscht, sondern der Erschaffer, der Créateur, sei er Arbeiter oder Intellektueller. Der Wahrheit und der Freiheit dienen – darum geht es Camus, ironischerweise dem Dichter des Absurden, des Nichts, der Hoffnungslosigkeit. Auch hier und wieder: der Mensch, diesmal der Mensch Camus, allen Theoretikern zum Trotz. Es geht darum, am Abgrund zu stehen UND weiterzugehen, nicht nach vorne, ins Nichts, sondern zur Seite, am Abgrund entlang. Ein prekärer Weg – es kommt aber darauf an, zu welcher Seite man geht. Jedenfalls nicht zurück! Camus spricht von der Hitlerei, den revolutionären Prozessen, dem Konzentrationsuniversum, dem Europa der Folter, der Gefängnisse, der nuklearen Destruktion. Und dann sagt er: »Gegenüber einer von Desintegration bedrohten Welt, in der unsere Großinquisitoren sich daranmachen für immer Königreiche des Todes zu errichten«, müssen wir uns behaupten. Dagegen müssen wir angehen, in einem irren Wettlauf mit der Zeit, der Unvernunft, mit vielen und einzelnen Menschen, die den Tod mit sich tragen. Nicht mehr Nationen, nicht einmal Kulturen, Menschen, einzelne Gruppen, Grüppchen, ja einfach Einzelne sind zur Bedrohung geworden.

Diese postmoderne Auflösung, so sehr als Denkkonzept angefeindet, hat sich realisiert, ironischerweise gerade auch bei den

anderen, die dem angeblichen Nihilismus des Relativen doch so fern stehen sollen, bei den anderen – im Reiche Allahs.

Die Wahrheit, es muss wieder mit Camus gesagt werden, »die Wahrheit ist mysteriös, flüchtig, immer zu erobern. Die Freiheit ist gefährlich«, sie wird leidenschaftlich gelebt, so hart wie erhebend.

Die Abstraktionen, Formalismen, Preziositäten haben das theoretische Denken erobert und damit längst jede Realität zerstört. Daran kommen wir nicht vorbei. »Man muß jeden Apriorismus, jede Systematisierung beiseitelassen; man muß ohne Vorverständnis sehen, hören und aufnehmen« – schrieb (schon auf verlorenem Posten stehend) Joseph Esser. Aber der Konstruktivismus, der *Homme créateur* lebt, selbst in der theoretischen Zerstörung, denn nur er, er selbst ist am Nullpunkt der Theorie. Einer Theorie, die es im Recht vor allem mit einem zu tun hat: mit den Entscheidungen der Entscheider, den Urteilen der Urteiler – mit Jurisprudenz.

Jurisprudenz

Jurisprudenz ist Jurisprudenz des täglichen Lebens – immer gewesen. Juristen beschäftigen sich mit der furchterregenden Welt der Städte und Provinzen, mit all ihren Geschäften, Verbindungen, Eheschließungen, Unterhaltsverpflichtungen, Geschwätzigkeiten, Schlägereien, Zusammenschlüssen, Fabriken, Liebschaften, Viehkäufen, Genehmigungen, Abtreibungen, Vertretern, Gläubigern und Morden.

Diese Tatsachen, diese Einzelheiten einer Welt voller Monstrositäten, dieses alles, was man das menschliche Leben nennt, Schillers »Menschen! Menschen! Falsche, heuchlerische Krokodilsbrut! Ihre Augen sind Wasser! Ihre Herzen sind Erz! Küsse auf die Lippen! Einen Dolch ins Herz!«, diese Menschen sind der Gegenstand des Rechts. Ein kapriziöses Reich von Gegebenheiten, von Tatsachen, von Handlungen. Der Mensch ist ein Unruhestifter. Deshalb gibt es Jurisprudenz. Und deshalb gibt es keine Gerechtigkeit. Und deshalb suchen wir doch immer nach ihr. Und deswegen ist das Recht so zergliedert, so vielfältig, so zerrissen. Wie das Leben selbst. »Das System des Privatrechts (ist) nicht von der Lehre und für die Lehre erdacht«, wusste Josef Esser in der ersten Auflage seines »Lehrbuchs des Schuldrechts«. »Die zunehmende Fülle der Einzelheiten«, oder wie es der vorhin schon erwähnte

andere Joseph Esser, der Autor der »Légende africaine«, nannte, »die Farbe, die Hitze, das Zucken des Lebens« sind die Herausforderung für Jurisprudenz und Wissenschaft. Die akademischen Menschen suchen Gründe und tapen im Dunkeln.

Wissenschaft

Savigny sagte 1808 in seiner Vorlesung: »Unsere Wissenschaft nämlich wird fast durchaus bearbeitet nicht um ihrer selbst willen, sondern für den äusseren Zweck der Rechtspflege. ... Allein jede ... Entgegensetzung des praktischen und des wissenschaftlichen Standpunctes ist nichtig und widersprechend. Denn alle Anwendung eines Gesetzes ist doch nur dem möglich, der es wahrhaft und gründlich kennt. Die gründliche Kenntniß eines abgeleiteten Rechts aber besteht in der historischen Zergliederung desselben, in der vollständigen Zurückführung auf seine Quelle, und man kann ohne Übertreibung von unsren neuen Gesetzbüchern sagen, daß nur der sie recht kennt, welcher sie besser kennt als ihre Verfasser«; das also ist die Aufgabe der Rechtswissenschaft: es besser zu wissen, das Recht besser zu kennen als dessen Autoren, ja selbst zum Autor zu werden.

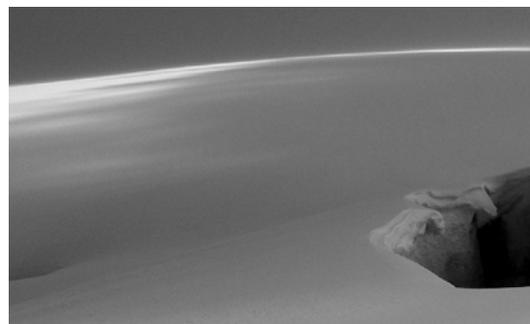
Rechtswissenschaft, und die aus ihr sich entwickelnde Dogmatik, galt im 19. Jahrhundert als DIE Rechtsquelle. Tod des Autors. Es lebe der Leser, der neue Autor. Der Leser ist schlauer als der Autor, dieser konstruktivistische, dekonstruktive, poststrukturalistische Satz à la Roland Barthes oder Michel Foucault hat eine lange juristische Vorgeschichte. Bei Savigny, vor zweihundert Jahren, bezeichnete er die Hoffnung einer neuen Jurisprudenz auf wissenschaftlichen Füßen. Recht sollte nicht mehr die Hure der Gesetzgebung und der Bastard der Rechtsprechung sein, Recht sollte nicht mehr im rauen Wind des Zufalls, des Zufalls der Gesetze und des Zufalls der Urteile, zappeln. Recht sollte festgestellt, sichergestellt werden – durch das bessere Wissen, die Besserwisserei der wissenschaftlichen Rechtslehre. Die wahre Idee des wahren Rechts sollte in den Behausungen der Professoren hergestellt werden. »Die Gesamtheit der inneren Gründe« zu erkennen, das Recht nicht bloß (so oder so) »aufzufassen«, sondern »auf wissenschaftlichem Wege« zu »bilden«, durch »vollkommene Herrschaft über den Stoff« – das ist Rechtswissenschaft. »Es könnte auch anders sein« – das ist verboten.

Im Krieg der Interpretationen wollten die juristischen Kämpfer seit dem 19. Jahrhundert die durch den Tod der alten U(h)rbeweger – Gott, Natur, Vernunft – freigelassenen Einzelheiten wissenschaftlich einfangen, verhaften, feststellen. Puchta schrieb am 30. Juni 1838 an Savigny: »Ich habe im körperlichen einen empfindlichen Sinn für Ordnung ... Nichts widerwärtigeres als Einzelheiten, die nicht aufhören wollen, es zu sein.« Keine Einzelheiten, keine Partikularitäten, keine Vielfältigkeiten, kein Chaos, sondern: Ordnung, Sicherheit, Wissenschaft. Doch die Menschen, die vielen juristischen Menschen blieben bei ihren Meinungen oder bildeten neue. So wie noch immer in der langen Geschichte des Rechts.

Rechtsgeschichte

Ein Traum durchzieht die Rechtsgeschichte. Der Traum von einer zweifels- und widerspruchslosen Jurisprudenz. Der Traum, wie Bachofen seinerzeit an Savigny schrieb, wenn schon keine Einheitlichkeit zu haben war, doch »den Grund und den Gedankengang zu ermitteln, der gleich ausgezeichnete Juristen zu abweichenden Entscheidungen führen konnte«. Der Traum, diese (wieder Bachofen) »tausend Meinungen, Drehungen, Wendungen«, diese »ganzen Bibliotheken« verstehend hinter sich zu lassen. Der Traum, interpretierend der Interpretationen Herr zu werden. Der Traum, ermittelnd die Gesellschaft zu verändern. Der Traum, durch Erkenntnis der Vergangenheit das Schicksal der Gegenwart zu bewegen. Noch einmal: der Traum des Mutterrechtlers, des Schülers von Savigny, der Traum Bachofens: »Alles ist sukzessive Entwicklung, alles ein unausgesetztes Werden, alles reiht sich in natürlicher Folge aneinander, und bildet eine Kette.« Der Traum, dies begreifen zu können. Das war einmal.

Heute ist von diesen Träumen, also der irgendwie wissenschaftlich möglichen Erfassung des Rechts, seines – um es altmodisch zu sagen – Wesens und Werdens, ohnehin nichts mehr übriggeblieben. Schreibtischspekulationen waren dies. Recht ist das geblieben, was es stets war. Nichts Ganzes, sondern Brocken. Gesetzesbrocken, Meinungsbrocken, Urteilsbrocken. Das hängt mit dem Subjekthaften, das jedem Recht gegeben ist, zusammen. Das hängt mit der Irrationalität, die jedem Rechtsdiskurs anhaftet, zusammen. Objektive Wissenschaft kann sich in den juristischen Auffassungen und Entscheidungen nur verlaufen. Das hat etwas



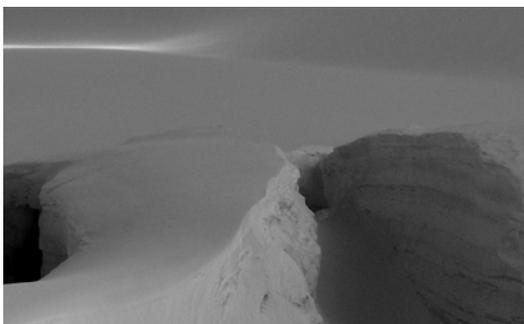
mit dem Menschen zu tun. Hegel las 1806 vor: »In phantasmagorischen Vorstellungen ist es ringsum Nacht; hier schießt dann ein blutiger Kopf, dort eine andere weiße Gestalt plötzlich hervor und verschwindet ebenso. Diese Nacht erblickt man, wenn man dem Menschen ins Auge blickt – in eine Nacht hinein, die furchtbar wird; es hängt die Nacht der Welt hier einem entgegen.« In dieser Nacht, in diesem Auftreffen der Menschen auf Menschen wird nicht immer, aber seit jeher Recht angerufen. Weil Erwartungen enttäuscht, weil Konflikte ausgetragen, weil Straßen und Häuser gebaut, weil Kinder geboren und getötet wurden. Diese Nacht des Menschen ist der Raum des Rechts und seiner Geschichte. Wie kann dieser Raum betreten werden?

Kunst

Picasso antwortete 1943 auf die Frage des berühmten ungarischen Photographen Brassai, warum er es sich angewöhnt habe, alle seine Werke, auch die kleinste Zeichnung, mit einem Datum, mit einem genauen, Tag, Monat und Jahr bezeichnenden Datum zu versehen, folgendermaßen: Ich möchte eine möglichst vollständige Dokumentation hinterlassen, die eines Tages benutzt werden kann von »einer Wissenschaft – vielleicht wird sie ›Wissenschaft vom Menschen‹ heißen –, die versuchen wird, den Menschen durch das Studium des schöpferischen Menschen besser zu verstehen«.

Alles wird so zur (Verständnis)Quelle, diesem von Rechtsge-
schichte und Rechtswissenschaft so geliebten Begriff.

Wer kennt nicht den berühmten Ausspruch Picassos: »Je ne cherche pas, je trouve.« Alles, was der Maler fand, konnte zur Quelle werden. Frauen, Afrika, Krieg. Auf Französisch heißt Quelle source. Und so kommen wir wieder zur so genannten Postmoderne (dabei war die Moderne selbst schon längst postmodern gewesen), auf die Negation der Möglichkeit eines wahrheitsfähigen Diskurses, auf die Negation von »Wissenschaft« – genau genommen kommen wir zurück auf simple, alte, uralte Hermeneutik, mithin auf Interpretation und Phantasie, die es uns erst erlaubt, die WAHRHEIT zu SAGEN. Die Franzosen haben ein schon traditionelles, nicht immer glückliches, aber eben schöpferisches Verhältnis zu Sprachspielen, Wortspielen. Source also – das heißt die Quelle. Sourcing, der Quellensucher also – das heißt Wünschelrutengänger. Das kann nur heißen: So sehr Picassos



Dokumente, Justinians Digesten, Savignys Systeme, des Parlaments Gesetze, so sehr dies alles Quellen für Rechtsgeschichte und Rechtswissenschaft sind – eine Wissenschaft wird dieses Nachdenken nicht werden. Wünschelrutengänge sind im Gefängnis DER Wahrheit nicht vorgesehen. Aber Picasso war Künstler. Und deswegen ist seine Aussage über die »Wissenschaft vom Menschen« auch künstlerisch zu verstehen. Wissenschaft und Kunst. Die Disziplin, die immer noch Rechtswissenschaft heißt, sollte ihr altes Talent, ihre Kunstfertigkeit ebenso ernst nehmen, ihr schöpferisches Potential entfalten, gerade in ihren reflexiven Teilen, den neuerdings so genannten Grundlagen des Rechts – und dabei den Menschen als Erschaffer und Erdulder von Recht und Gerechtigkeit ernst, ja überhaupt in den Blick nehmen.

Ein Mensch

1924 fotografiert August Sander in Köln einen Notar. Der Mann steht in Pose vor der Außentreppe zu seinem Haus oder seinem Büro. Ein Hut, scharfkantig, wie eine Art horizontales Fallbeil, zugeknöpfter Mantel, aus dem ein hoher, steifer, weißer Hemdkragen heraussteht, in der rechten Hand ein Gehstock, in der linken eine Leine, der rassige schwarze Windhund glänzt wie die schweren Lederschuhe seines Herrn. Selbstsicher, wichtig, steif wie ein Stock. Recht und Ordnung. Schneidige Brutalität. Später wurde der Photograph von den Nazis zensiert. Ob der Notar weitermachen durfte?

Eine Photographie ist abgeriebene Wirklichkeit, so ähnlich formulierte es Roland Barthes in seinen Fragmenten einer Autobiographie »La chambre claire«. Darin liegt der Schmerz, den die Betrachtung einer Photographie auslöst. Lassen wir die Ausschnitthaftigkeit, die Manipulation, die Fälschung und ähnliche Kindeereien, die zur läppischen theoretischen Diskreditierung der Abbildung geführt haben, beiseite – eine Photographie sagt uns immer: »So ist es gewesen«. Eine Photographie trägt keine Zukunft in sich. Geschichte und Photographie sind im selben 19. Jahrhundert erfunden worden. Eine Photographie sagt uns immer – nichts mehr. Sie kann nichts sagen. Die Zeit wird zermalmt. Es ist so gewesen wie es ist. Ein Zufall. Und es ist wie es ist, wie es nicht nur am Ende der Buddenbrooks heißt. So banal, so schlicht, so verrückt dies sei. Was das bedeutet? Darüber sagt eine Photo-

graphie nichts. Gar nichts. Die Photographie ist so gleichgültig wie die Natur. Brassai, der Freund Picassos, der so »humanistische« wie surrealistische Photograph, hat in seinen Aktarbeiten, Beine, Arme, Köpfe im Dunkel verschwinden lassen. Amputationen. Gleich-gültige Fragmente. Mehr wird nicht bleiben. Von unseren Hoffnungen auf Recht. Das hat etwas mit dem Menschen zu tun. Deshalb müssen wir uns wieder seiner Geschichte zuwenden, SEINER Geschichte und SEINEM Recht.

Recht jenseits von Naturrecht, Positivismus und Postmoderne – das hieße eine Wissenschaft vom einzigartigen Wesen, eine unmögliche Wissenschaft vom Menschen zu schaffen. In vollendet melancholischer Weise. Ohne jede Aussicht auf Lösung des Problems des Rechts (und der Gerechtigkeit). Als Absturz in die Geschichte der Zukunft. Wenn in der modernen Welt die alten Paradoxa zur vollen Entfaltung gekommen sind, die Regierung des liberalen Denkens in ihrer ganzen Selbstaufhebung die machtlose Macht übernommen hat, dann ist es wieder Zeit, den Menschen selbst in den Blick zu nehmen. Die paradoxe Supermacht einer irrationalen Rationalität moderner kapitalistischer Prägung, also die schon von Max Weber formulierte Beobachtung, dass die Moderne gerade funktioniert, indem sie nicht funktioniert – die Linien, Flecken und Punkte von Tinguely und Pollock: All dies verschlang den Mythos des generellen Prinzips des Rechts, den Mythos der Macht, den Mythos der Steuerung und Kontrolle der Gesellschaft. Paradoxa verweisen mit ihren nichts erklärenden Erklärungen den Menschen auf sich selbst. Wenn der Kreter lügt, nicht lügt, lügt, bleibt nur noch der Kreter übrig. Nicht ein abstrakter Kreter an sich, sondern der konkrete Kreter selbst.

Das Recht – mehr noch als Nietzsches Staat, aus dem die Lüge kriecht – ist das kälteste der kalten Monster. Die Gerechtigkeit ist hässlich und falsch. Das Licht ist abgedreht. Recht und Gerechtigkeit, in diesem zerklüfteten grauen Eisgebirge braucht es eine Axt, eine Axt, die – wie Kafka nachts aufgeschrieben hat – das gefrorene Meer in uns aufbricht. Ein Aufbrechen des Menschen, darum geht es, gerade in der so genannten Wissenschaft des Rechts. Auch um wieder zu spielen wie ein Kind. Ob es durch unsere Kinder besser wird? Nächstes Jahr wird wieder ein Jahr des Schreckens.

Rainer Maria Kiesow